

Norbert Brox

Diakonie in der frühen Kirche

«Die Erde zum Himmel machen»

Von der Diakonie reden die altkirchlichen Quellen oft und mit besonderem Ernst. Denn die Diakonie gehörte im Bewußtsein der Frühzeit genau so zur Kirche wie die Predigt des Evangeliums. Noch besser sagt man, daß sie als einer der Wege galt, die Wahrheit Jesu von Nazareth zu proklamieren. Wenn die Christen als Gemeinde helfend, heilend und verändernd dort aktiv wurden, wo menschliche Not ist, dann hatte das den Effekt einer Predigt ohne Worte (oder statt der Worte: 1 Petr 3,1f). Wie die Predigt vom Kreuz, so wurde nämlich der Dienst der Nächstenhilfe – über die Notwendigkeit sozialer Hilfe hinaus – als sprechendes Zeugnis des Glaubens erlebt. Denn die nichtchristlichen Zeitgenossen registrierten diese Aktivität, zunächst als unüblich und auffällig, dann zum Teil auch als überzeugend und wegweisend. Die Diakonie war für die Christen eine Realität, in der die Erlösung, die sie predigen, schon in diesem Leben vor dem Tod beginnt, indem Armut, Not, Trauer und Tod durch Liebe gewendet werden. Und weil sich die Kirche von dieser Realisation nicht dispensieren kann, durfte die Diakonie nie eine Sache von Zufall und Beliebigkeit sein. Die alte Kirche hat, wie ich zeigen will, gezielt dafür gesorgt, daß es Diakonie immer gab.

«Seht, wie sie einander lieben»

Diesen Ausruf, inzwischen ein gefügeltes Wort, hat Tertullian (Apol. 39,7), der gern über die Reaktion der Heiden und über das abweichend Auffällige des Christentums in der damaligen Öffentlichkeit geredet hat, offenbar von den Leuten gehört. Was hat die Nichtchristen so verwundert? Tertullian erzählt es: Daß die Christen ihr Geld ausgeben für Unterhalt und Begräbnis armer Leute, für unversorgte Frühwaisen, für «Rentner» ohne Rente, für durch Un-

glück in Not Geratene, für Christen, die wegen des Glaubens in Zwangsarbeit, Verbannung oder Gefängnis leiden. Solche soziale Initiative und eine durch Moral und Religion verbindlich gemachte Nächstenliebe gab es in der Welt der Spätantike nicht. Man kannte eine Art privater Großzügigkeit und Wohltätigkeit, aber ohne sorgfältigen Bedacht auf gerechten Ausgleich oder wirkliche Not und auch nur für sympathische bzw. «anständige» Leute. Die Christen pochen dagegen auf den prinzipiellen Verpflichtungscharakter dessen, was sie als Diakonie an den Menschen leisten, ohne Bedingungen zu stellen. Es genügt, das mit Textbeispielen zu dokumentieren, weil es diese Texte nicht geben könnte, wenn sie nicht durch die Realität gedeckt gewesen wären.

Die sozialen Praktiken dieser neuartigen religiösen Gruppe der Christen fielen also auf. Das war von ihnen gewollt, und sie sprachen gern darüber, und zwar oft im Anschluß an die Bergpredigt, z. B. im 2. Jahrhundert der griechische Christ Athenagoras (Suppl. 11): «Bei uns könnt ihr ungebildete Leute, Handwerker und alte Frauen finden, die die Nützlichkeit der (christlichen) Lehre zwar nicht mit Worten aufzeigen können; sie beweisen aber die Nützlichkeit ihrer Entscheidung durch ihr Tun: Sie machen nämlich nicht ständig Worte, sondern weisen gute Taten vor: geschlagen nicht zurückzuschlagen, beraubt nicht zu prozessieren, den Bittenden zu geben und die Mitmenschen zu lieben wie sich selbst.» Das Christentum, heißt das, wird, sehr authentisch, auch non-verbal realisiert und übermittelt, nämlich im Medium solcher selbstlosen Aktivität und Gesinnung. Bezeichnend ist Ende des 2. Jahrhunderts Minucius Felix (Oct. 38,6): «Wir reden nicht von großen Dingen, wir tun sie.» Immer wieder werden die Armen, die Kranken und Verunglückten, die Witwen und Waisen als Adressaten genannt (PolPhil 6,1), die Fremden und Toten (zum Begräbnis), die Verfolgten und Gefangenen (Aristides, Apol. 15,4–9; Laktanz, div.inst. 6,11,6–12,31). Es kann auch mit der «Absichtslosigkeit» dieses Verhaltens geworben werden: «Die guten Werke, die sie tun, rufen sie aber nicht aus in die Ohren der vielen Leute; sie sorgen dafür, daß man sie nicht bemerkt» (Aristides, Apol. 16,2). Die Diakonie hat als Verwirklichung ihren Sinn in sich, wirbt aber gleichzeitig durch sich selbst.

Das war die Diakonie im Alltag. In extremen Krisensituationen hoben sich die Christen, wenn

sie sich nur an ihre Pflicht zur Verrwirklichung hielten, noch einmal stärker von ihrer Umgebung ab, die vergleichbare Pflichten eben nicht kannte. Ein anschaulicher Fall ist der Bericht des Euseb über eine Hunger- und Pest-Katastrophe unter Kaiser Maximin zu Beginn des 4. Jahrhunderts. Von diesem Bericht ist vielleicht eine schönfärbende Übermalung Eusebs abzuziehen; er bleibt trotzdem ein Dokument dessen, was unter Christen damals verlangt wurde und was es damals tatsächlich gegeben hat. Euseb schreibt (Kirchengeschichte IX 8,13f): «Der allseitige ernsthafte Eifer und die Frömmigkeit der Christen zeigte sich damals allen Heiden in deutlichen Zeichen. Denn sie waren die einzigen, die in einer solchen Katastrophe ihr Mitgefühl und ihre Menschenliebe durch unmittelbares Eingreifen bewiesen. Die einen waren den ganzen Tag rastlos tätig in der Pflege der Sterbenden und ihrer Bestattung – es gab Tausende, um die sich kein Mensch kümmerte –; andere brachten die vielen von Hunger Gequälten aus der ganzen Stadt an einer Stelle zusammen und verteilten an sie alle Brot. Was sie taten, sprach sich bei allen Menschen herum, und man pries den Gott der Christen und bekannte, daß diese allein die wahrhaft Frommen und Gottesfürchtigen seien, da ihr Tun das beweise.»

An diesen Beispielen sieht man, worin die Diakonie von Christen in alltäglichen und außerordentlichen Situationen bestand. An ihren konkreten Formen ist, so war die Überzeugung, das Christentum erkennbar. Und darin, daß dies auffallen und anstecken müsse, haben die frühen Christen sich nicht getäuscht. Es gibt nämlich auch heidnische Beweise dafür. Die einen spotteten darüber (wenig geistreich wie Lukian im 2. Jahrhundert), andere zeigten sich beeindruckt. Das spektakulärste Beispiel ist die Reaktion des nichtchristlichen Kaisers Julian (361–363), den die Christen den Abtrünnigen nannten. Er, dem das Christentum seit seiner Jugend zuwider war, kannte die Armenfürsorge und Diakonie der Kirche. Was er als Kind in christlicher Erziehung kennengelernt hatte, beeindruckte ihn noch immer, und als Kaiser versuchte er es über seine heidnischen Priester dem Volk zu vermitteln. Was er als Zielvorstellung formulierte, ist die Einführung der christlichen Praxis des Liebesdienstes (freilich ohne das Christentum). Und das ist ihm bewußt. Er ruft zugleich nämlich zur Konkurrenz mit den Christen auf: «Wir müssen beachten: Was die Gottlosigkeit (= das Chri-

stentum) am meisten gefördert hat, ist die Menschenfreundlichkeit gegen die Fremden, die Vorsorge für die Bestattung der Toten und die angebliche Reinheit der Lebensführung. Jede dieser Tugenden, meine ich, muß von uns mit aufrichtigem Eifer geübt werden» (ep. 39 Weis).

Ungewollt wird die Polemik gegen das Christentum zu einer Bestätigung. Die Restauration der alten römischen Religion soll nach der Vorstellung Julians faktisch mit der Nachahmung der christlichen Diakonie gelingen. Er verlangt von seinen Priestern Armenhilfe (bis zum Feind), Gefangenenfürsorge, Gastfreundschaft – die Felder der christlichen Diakonie (ep. 48 Weis). Er hat das alles nicht aus heidnischer Tradition und muß die christlichen Vorbilder karikieren (z. B. ep. 48,305C Weis), um sie als solche unkenntlich zu machen. Man sieht daran, wie regelmäßig, auffällig und beeindruckend die Diakonie der frühen Kirche auch in der Öffentlichkeit des 4. Jahrhunderts war. Sie deckte ein Defizit in den Wertvorstellungen der nichtchristlichen Gesellschaft auf, die das nicht kannte. Julian schreibt (ep. 48.,305BC Weis): «Gerade auf diesen Punkt (sc. Menschenliebe) muß man besonders achten und von dort aus Heilung schaffen. Da es nämlich, so meine ich, dahin gekommen ist, daß die Armen von unseren Priestern unbeachtet blieben und vernachlässigt wurden, haben die gottlosen Galiläer (= Christen), die das bemerkten, sich auf diese Praxis der Menschenliebe verlegt ... So täuschen Kindsräuber ihre Opfer mit einem Kuchen ...» Noch durch diese Verleumdung hindurch ist der produktive und ansteckende Effekt des abweichenden sozialen Verhaltens der altkirchlichen Diakonie zu erkennen.

«Die Erde zum Himmel machen»

Johannes Chrysostomos (gest. 407) hat als Presbyter und Bischof in der Großstadt die soziale Frage und die damit verbundene Verpflichtung der Kirche in der Konsequenz weiter vorangetrieben als andere und beispielsweise die Vision einer Umverteilung allen Besitzes der Christen entworfen, wonach es keine Armen mehr gäbe. Er hat die Frage bis zur Verwirklichung realer Alternativen durch die Liebe in der christianisierten Gesellschaft durchgedacht und greift dabei zu der gewagten Metapher vom Himmel auf Erden: «Gott sagt: Ich habe Erde und Himmel gemacht. Ich gebe auch dir Schöpfungskraft,

mach die Erde zum Himmel; du kannst es nämlich!» (In ep. I ad Tim. hom. 15,4: PG 62,585f). Und zwar geschieht das im neuen Leben der Christen, der Kirche; dort «machen wir die Erde zum Himmel» (In Mt. hom. 43 al. 44,5: PG 57,463). Das ist die Sprache der Utopie, aber Johannes hat ein realisierbares, jedenfalls denkbare Bild davon, das dann Wirklichkeit würde, wenn die Christen sich zur radikalen Liebe, die Kirche sich zur konsequenten Diakonie verstehen und entschließen könnten. In der Frage von Arm und Reich z. B. kann man die Möglichkeit sogar durchrechnen: Der Verkauf von Land-, Haus- und sonstigem Besitz aller würde zur Sicherstellung der Versorgung der 50000 Armen in Konstantinopel ausreichen. Diese Möglichkeit kommentiert Johannes wieder mit seiner Utopie: «Würden wir nicht (so) die Erde zum Himmel machen,» (In acta Apost. hom. 11,3: PG 60,98). Das Füreinander, die Diakonie, verwandelt die Erde, ist schon angebrochenes Heil und nicht bloß Zeichen dafür (freilich auch nicht die ganze Verheißung des Evangeliums). – So hoch setzte Johannes Chrystomos die diakonische Praxis der Kirche an.

Und so ist es folgerichtig, daß er daraus ein Kriterium für Kirche und Christsein machte, und zwar neben dem Kriterium der Orthodoxie. Diakonie und Orthodoxie sind zusammen die Verwirklichung. «Gott wird – so drückt Johannes sich aus – nicht allein durch richtige Lehren verherrlicht, sondern auch durch die optimale (christliche) Lebensführung» (In Gen. sermo I,3 PG 54,585), «nicht durch den Glauben allein, sondern auch durch das Leben» (In Joh. hom. 67 al. 66,3: PG 59,374). Man fühlt sich an den Bischof Firmilian von Cäsarea in Kleinasien erinnert, der in der erbittert geführten Debatte des Ketzertaufstreits um die Mitte des 3. Jahrhunderts die «Regel der Wahrheit *und* des Friedens (regulam veritatis et pacis)» geltend machte (= Cyprian. ep. 75,24), also die Einheit und das Fundament der Kirche in der Orthodoxie *und* in der Praxis des wesentlich Christlichen (hier des Friedens) sah. Im Zuge der zunehmenden Doktrinalisierung des Christentums, namentlich im 4. und 5. Jh., ging diese Balance im Kirchenbegriff weithin verloren, zumindest in ihrer frühchristlichen Ausdrücklichkeit.

Zwei Dinge sind noch zum Adressaten zu sagen, dem die Zuwendung der Gemeinde in der Diakonie galt. Gal 6,10 ist wie ein Protokoll der frühen Situation: Der Dienst der Gemeinde galt

prinzipiell allen Menschen, war aber faktisch überwiegend auf die Christen, auf innerkirchliche Solidarität konzentriert. Dabei wird die soziale Isolation eine Rolle gespielt haben, in der sich das vorkonstantinische Christentum oft befand, und auch die Begrenztheit der damals verfügbaren Mittel. Aber es gab schon ständig Ausnahmen, speziell in Katastrophenfällen (s. o.), und in reichskirchlicher Zeit wurde das in einer vom Staat auch materiell unterstützten Kirche völlig anders. Aber auch unter den Christen wurde nicht wahllos geholfen. Grund und Ausmaß der Bedürftigkeit mußten geprüft, Stand und Alter berücksichtigt werden (Origenes, Co.Ser. in Mt 61: GCS 38,142; vgl. Did. 12,1). Ganz anders Valerian von Cemele (gest. um 460) (hom. 7,4: PL 52,715B–C): «Warum quälst du dich mit der Frage, ob der Bittsteller Christ oder Jude ist, Härtiker oder Heide, ob Römer oder Barbar, ob Freier oder Sklave? Wo Bedürftigkeit vorliegt, braucht man die Frage der Person nicht zu diskutieren. Nicht, daß du, indem du Menschen als unwürdig von der barmherzigen Hilfe ausschließt, gleichzeitig den Sohn Gottes wegschickst!» In dieser Frage haben wohl nur beide zusammen, Origenes und Valerian, Recht, nämlich im Sinn der Entscheidung des Basilius (gest. 379) (hom. I,6 in Ps 14: PG 29,261C): «Dem, der dich bittet, gib» (Mt 5,42). Dieses Wort will, daß du denjenigen gegenüber, die dich bitten, einerseits aus Liebe in aller Arglosigkeit völlig großzügig bist, andererseits aber, daß du klugerweise die Bedürftigkeit eines jeden, der dich bittet, feststellst.» Im Prinzip kennt die Diakonie keine Begrenzung.

Die Organisation der Diakonie

Die frühe Kirche hat also ihren Dienst am Menschen, wie schon gesagt, institutionalisiert, um ihn ständig auszuüben und nicht zu vergessen. Die uneingeschränkte Versorgung einer Anzahl von nach bestimmten Kriterien ausgesuchten Witwen (nicht aller verwitweten Frauen) in der Gemeinde ist eine frühe Form dessen (1 Tim 5,3–16; IgnSm 6,2; PolPhil 4,3), wobei diese Frauen als besonderer «Stand» außerdem bestimmte Funktionen in der Gemeinde zugeteilt bekamen. Ab der Mitte des 2. Jahrhunderts (Justin, Apol. I 67) sind dann sonntägliche Kollekten als Voraussetzung für Armenhilfe belegt. Die Wichtigkeit der Diakonie zeigte sich jetzt auch darin, daß der Bischof die Mittel dafür

verwaltete, d. h. er hatte die Kasse und verfügte über Lagerräume für die Naturalien. Außer den regelmäßigen Kollekten brachten weitere Spenden die Mittel auf, ebenso die durch Fastentage gewonnenen Ersparnisse. So waren alle Christen, bis auf die völlig mittellosen, an der Diakonie, die der Bischof ständig und öffentlich durchführte, mit ihrem Beitrag beteiligt.

Unter reichskirchlichen Bedingungen wurde daraus eine zugleich staatlich erwünschte Sozialhilfe mit entsprechender Förderung. Die Bischöfe behielten ihre Verfügungsgewalt über die sehr beträchtlichen Mittel und bauten die Organisation der helfenden Dienste aus. So wurde eine Maßnahme wie die des Basilius möglich, der eine Siedlung zur Unterbringung von Kranken, Armen und Fremden baute und darin eine Arbeitsbeschaffung organisierte (Gregor v. Naz., Or. 43,63; Basilius, ep. 94.142–144; vgl. Did. 12,4). Man weiß von weiteren Hospizen und Krankenhäusern, die meist aus Schenkungen finanziert waren. Der Anteil des altkirchlichen Mönchtums ab dem 4. Jahrhundert an der kirchlichen Sozialarbeit als Diakonie ist bekannt.

«Christus in den Armen»

Die Diakonie an den Bedürftigen ist kein profanes Geschäft. Die Kirche begegnet in den Armen Christus. Diese Gegenwart Christi wird leicht verkannt und der entsprechende Dienst an Christus darum versäumt. Gregor von Nyssa (Or. I: ed. A. van Heck, Leiden 1964, 8,23–9,2) warnt: «Verachte die Erniedrigten nicht, als hätten sie keine Würde. Bedenke, wer sie sind, dann findest du ihre Würde: Sie haben das Aussehen unseres Erlösers angenommen. Denn er hat ihnen in seiner Liebe zu den Menschen sein eigenes Aussehen geliehen, damit sie dadurch diejenigen beschämen (anders A. van Heck, 81: *Adducant ad misericordiam, concilient*), die mitleidlos sind und sich um die Armen nicht kümmern.» Wo also wird Mt 25,35–46 für den Christen konkret? Gregor faßt sich kurz: «Er (Christus) ist für dich fremd, nackt, nahrungsbedürftig, krank, gefangen und alles, was im Evangelium vorausgesagt ist. Heimatlos und nackt geht er umher, krank und ohne das Notwendigste.» Die Kirchenväter reden also von den Armen als «Ort» der Gegenwart Christi noch jetzt und erklären damit die Diakonie an den Armen als Dienst an Christus, wie beispielsweise Gregor von Nazianz (Or. 14,40: PG 35, 909): «Solange noch

Zeit ist, wollen wir Christus besuchen, Christus pflegen, Christus speisen, Christus bekleiden, Christus aufsammeln, Christus schätzen ... Da der Allherrscher Erbarmen will und nicht Opfer (Hos 6,6/Mt 9,13) und wertvoller als Tausende fetter Lämmer (Dan 3,40) die Barmherzigkeit ist, wollen wir ihm diese durch die Armen überbringen und durch die, die heutzutage zu Boden geworfen sind.» In den Armen ist Christus «da» (Salvian, eccl. IV 4; Hieronymus, ep. 130,14).

Diakonie ist also Dienst an Christus, der selbst und unmittelbar in den Armen hilfsbedürftig ist. «Christus wird in den Armen gekleidet, in den Kranken besucht, in den Hungernden gespeist, in denen, die kein Dach über dem Kopf haben, aufgenommen» (Hieronymus, ep. 130,14). Salvian von Marseille wendet das im 5. Jahrhundert so, daß alles einzelne Leid der vielen Menschen auf Christus versammelt ist und Christus alles Leid zugleich trägt. Aller Leidensdruck der Welt ist Christi Passion, und Christus ist die Summe aller Armen (eccl. II 4.7; IV 4). Und mit dieser Überzeugung ging er, der Presbyter, zu einem reichen Christen in gehobener Position, um ihn davon abzubringen, einen armen Teufel, der sein Schuldner war, noch ärmer zu machen – ohne Erfolg (gub. IV 15). Solche Hilfe für die Armen hielt er für seine Diakonie am Notleidenden. Und er war tief enttäuscht von der Tatsache, daß sich die Priester und Bischöfe aus falschen Rücksichten eben nicht für die Armen verwendeten, und er protestierte: «Wer läßt Gequälten und Leidenden Hilfe zukommen, da nicht einmal die Priester des Herrn der Gewalttätigkeit ruchloser Menschen (= Reiche und Behörden) Widerstand leisten? Denn die meisten von ihnen schweigen, bzw. es macht keinen Unterschied, auch wenn sie reden ... Denn die offenkundige Wahrheit wollen sie nicht vorbringen, weil die Ohren der ruchlosen Menschen sie nicht ertragen können ... Und deshalb schweigen auch die, die reden könnten» (gub. V 5). Genau so kritisiert Salvian die ungerechte, brutale Steuer- und Landenteignungspraxis, die asozialen Begünstigungen der Reichen, die Interessenverflechtung von Klerus und Besitzenden (gub. V 5), die horrenden Höhe sinnloser öffentlicher Ausgaben, die den Armen nichts helfen.

So kann die christliche Pflicht und Notwendigkeit der Diakonie auch von der Seite des kirchlichen Versagens her illustriert werden, wie Salvian es in der Aussichtslosigkeit seiner Epochen tat. Wie andere klarsichtige Christen der

ersten Jahrhunderte stritt er trotz aller gegenteiligen Erfahrungen dafür, daß sich die Kirche (damals in Gallien und Aquitanien) auf die Armen besinnt und auf die Diakonie, damit (noch einmal Johannes Chrysostomos) «die Erde zum Himmel gemacht wird», eben dadurch, daß Christsein heißt, «sich mit dem Menschen verbinden» (Laktanz, div. inst. 6,10,2). Man kann das Bild vom Himmel auf Erden anders wenden: Die Diakonie sucht der Hölle ein Ende zu machen, die die Erde für viele Menschen bedeutet.¹

¹ Aus der umfangreichen Literatur: S. Giet, *Les idées et l'action sociales de Saint Basile* (Paris 194); R. Brändle, *Matth. 25,31-46 im Werk des Johannes Chrysostomos*

(Tübingen 1979); W.-D. Hauschild, *Armenfürsorge II. Alte Kirche: Theol. RealEnz. 4* (1979) 14-23

NORBERT BROX

1935 in Paderborn geboren. Katholik. Doktor der Theologie, habilitierte sich in Patrologie und Ökumenik, ist Professor für Alte Kirchengeschichte und Patrologie an der Universität Regensburg. Letzte Buchveröffentlichungen: *Falsche Verfasserangaben* (Stuttgart 1975); *Salvian von Marseille, Des Timotheus vier Bücher an die Kirche* (München 1983); *Der erste Petrusbrief* (Zürich/Einsiedeln/Köln und Neukirchen-Vluyn ²1986; japanische Übersetzung Tokio 1983); *Kirchengeschichte des Altertums*, Düsseldorf ²1986; spanische Übersetzung Barcelona 1986). Anschrift: Universität Regensburg, Katholisch-Theologische Fakultät, Postfach 397, D-8400 Regensburg.

Ottmar Fuchs

Kirche für andere: Identität der Kirche durch Diakonie

«Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.»
Dietrich Bonhoeffer

I. Einführung in die These

Bonhoeffers Aussage klingt resolut und provokativ, insbesondere wenn man ihre Negation mitdenkt: die Kirche ist gar keine Kirche, wenn sie nicht für andere da ist, wenn sie also, so wäre zu ergänzen, nur für sich da ist, als nur nach innen kultivierte Gemeinschaft der Gläubigen mit entsprechenden weltanschaulichen Verge-
wässerungen und institutionellen Strukturen, welche ihrerseits die Identität der kirchlichen Sozialformen organisieren. Dagegen meint ein «Dasein für andere» ganz entschieden (auch) die wirklich «anderen», also alle, die nicht zur Kirche (im Sinn der institutionellen und konfessorischen Glaubensgemeinschaft) gehören: insbesondere die aus der Perspektive kirchlich approbierter Glaubens- und Moralvorstellungen Un-

gläubigen, die Sünder, die Außenseiter und die Fremden. Die Kirche ist dafür da, für diese anderen da zu sein: für den Aufbau ihrer Lebensmöglichkeiten und -qualität in direkten helfenden und befreienden Begegnungen und Gemeinschaften sowie in menschenwürdigen gesellschaftlichen Strukturen und gerechten wirtschaftlichen Verhältnissen.

Diese hier allgemein formulierte Aufgabe entzündet sich konkret vornehmlich an den realen Orten, wo diese anderen leiden, wo sie in Armut und Not, in Verachtung und Unterdrückung, in Ungerechtigkeit und Lebensbedrohung leben. Diese «Zündstellen» sind nicht beliebige, sondern notwendige Orte, an denen sich die (Diakonie der) Kirche verausgabt. Kirche ist also nur Kirche, wenn sie Hilfsbedürftigen hilft und Helfern helfen hilft und wenn sie Unterdrückte befreit und Befreier befreien hilft, gleichgültig, um welche «anderen» es sich dabei handelt. In solcher Praxis vollzieht sich die Kirche authentisch, weil sich ihre Identität durch Diakonie ereignet.

Vielleicht klingt diese These für wohlwollende Ohren noch zu eingängig, als daß ihre kirchenkritische Brisanz ohne weiteres zum Vorschein käme und ins Bewußtsein gelangen könnte. Denn hier handelt es sich tatsächlich um nichts weniger als um die Identitätsfrage der Kirche schlechthin, indem die Diakonie zum ausschlaggebenden Kriterium wird, um in der kirchlichen Praxis trennend unterscheiden zu können zwi-